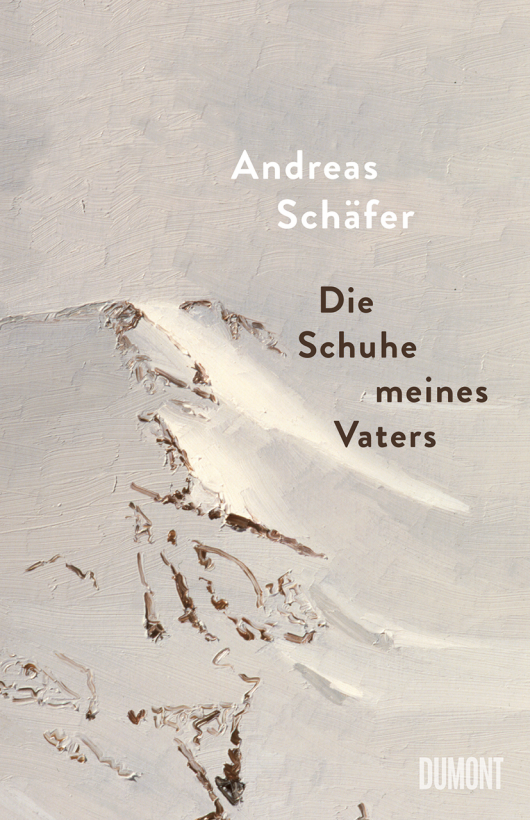


An abstract painting featuring a light beige background with visible horizontal brushstrokes. A diagonal, textured shape in shades of brown and tan, resembling a shoe sole or a piece of leather, extends from the middle left towards the bottom right. The text is overlaid on the right side of the image.

Andreas
Schäfer

**Die
Schuhe
meines
Vaters**

DUMONT

Andreas Schäfer
DIE SCHUHE
MEINES VATERS

Andreas Schäfer
DIE SCHUHE
MEINES VATERS

DUMONT

für Michael

An einem regnerischen Sonntagnachmittag verlor ich das Gesicht meines Vaters. Ich saß im Publikum eines Konzerts auf der Terrasse einer baufälligen Villa, und so sehr ich mich bemühte, es kamen nur versprengte Details, Bruchstücke, Erinnerungsfetzen, nach außen strebend, in die Leere des Vergessens: eine weiche, in die Stirn fallende Haarsträhne, rosafarbene Haut auf vortretenden Wangen und die klaren, ängstlich wirkenden und gleichsam ins Innere des Kopfes zurückweichenden Augen. Ein Ganzes war nirgends zu finden. Ich hatte das Bedürfnis, über diesen Verlust zu weinen, und wie in Zeitlupe wanderte ein kaltes Kribbeln meine Oberschenkel hinauf. Ich erhob mich, ging gebückt an meiner Frau und unserer Tochter und den anderen Zuhörern vorbei und über die Einfahrt bis zur Straße. Wo war ich? Ich stand irgendwo im Osten von Berlin, erleichtert, allein zu sein, und ratlos über meine Flucht. Die Straße war eine viel befahrene Ausfallstraße. Lastwagen donnerten vorüber, und ich blickte mich mit der Hoffnung der Untröstlichen um, als könnte ich das verlorene Gesicht des Vaters, wenn ich nur intensiv genug schaute, an einem Passanten, im Blattwerk eines Baumes oder im Widerschein des nassen Asphalts entdecken.

Dieses Bild: Sonntags lief der Vater seine Runden um den Fußballplatz in Zeppelinheim. Er trug dazu Adidas-Schuhe, blaue Hosen und ein weißes oder beiges Oberhemd. Er lief immer in getragenen Oberhemden, die zu verschwitzt fürs Büro, aber noch nicht getragen genug für die Wäsche waren. Von einer Bank aus verfolgte ich, wie die Gestalt aus der Ferne näher kam, an mir vorüberzog – »drei«, »vier« oder »fünf« rief ich ihm zu – und wieder kleiner wurde. Im Hintergrund die hohen, gleichförmigen Kiefern des Frankfurter Stadtwalds und das Verkehrsrauschen von der B44. Ich, sein stolzer Rundenzähler.

Während ich dies schreibe, trage ich meine dünne, noch immer feuchte Daunenjacke. Nach Hause gekommen, setzte ich mich sofort an den Tisch, um etwas festzuhalten, zu retten, nein, ans Licht zu bringen, noch weiß ich nicht, was und wie genau. Will ich dem Vater also Anerkennung verschaffen – auch vor mir selbst?

Mein Vater war ein Reisender, und ich möchte mit seiner letzten Reise beginnen, im heißen Juni 2018. Es war keine große oder lange Reise, sie führte von Frankfurt am Main, wo er lebte, zu uns, nach Berlin, wo er im Dezember 1936 geboren worden war. Einundachtzig Jahre alt und ohne jegliche Beschwerden, hatte er wenige Wochen zuvor erfahren, dass ein vor über zwanzig Jahren überwundener Krebs zurückgekehrt war und Metastasen in den Knochen und im Kopf gebildet hatte. In den Telefonaten war es geradezu unmöglich, Genaueres zu erfahren, weil er die Diagnose angstvoll umschiffte (das Wort Tumor kam ihm nicht über die Lippen) und stattdessen ausgiebig über die Art seiner Ärzte sprach: ob sie freundlich, geduldig oder

kurz angebunden waren und sich mitfühlend oder eher kühl gaben – als könne der Befund schon nicht so schlimm sein, solange die Ärzte sich menschlich verhielten und den Humor nicht verloren. Seine Erleichterung, als er an die Neurochirurgie der Frankfurter Uniklinik verwiesen wurde und sich dort *gut aufgehoben* fühlte. Junge Spezialisten, freundliche Pfleger. Weitere Untersuchungen folgten, Beratungen der Fachleute, schließlich ein Zeichen vorsichtiger Hoffnung. Möglicherweise hatte *das Etwas* im Kopf nichts mit dem zurückgekehrten Krebs zu tun, möglicherweise handelte es sich dabei um einen gutartigen Tumor (in Verbindung mit diesem Attribut durfte das schlimme Wort benutzt werden). Eine Biopsie im Kopf würde Klarheit schaffen. Und davor könne er wie geplant nach Berlin kommen. Wie geplant. Sein zufriedenes Glucksen in der Stimme, als hätte er den Ärzten diese Reise abgeluchst.

Ich erwartete ihn am späten Vormittag am Hauptbahnhof – für Züge, die Frankfurt im Morgengrauen verließen, gab es die günstigen Tickets. Als der erste Pulk Reisender an den Rolltreppen verschwunden war, sah ich seinen riesigen rosafarbenen Schalenkoffer auf dem Bahnsteig. Mein Vater stand daneben, kam schon auf mich zu, mit schnellen, kleinen Schritten. Wir umarmten uns, ein eingespieltes festes Umfassen des kompakten, eher harten Körpers, in dem sich das Bedürfnis nach Nähe und die Scheu vor ihr die Waage hielten. Ich war froh und verlegen, dass ihm nichts anzusehen war. Der Koffer wog schwer. Die Anzüge, natürlich! Die Anzüge für die Oper, das Theater, für die guten Gelegenheiten und die Wanderschuhe für die Tages-touren durch den Grunewald oder an die Potsdamer Seen. Wir

brachten das Gepäck in sein Charlottenburger Hotel am Stuttgarter Platz, in dem er seit Jahren abstieg und in dem sonst gern Russen verkehrten – saßen danach auf der Terrasse eines Lokals am Karl-August-Platz. Er war aufgekratzt, fähig, das konnte auch an der Vorfreude auf seine Enkeltochter liegen oder daran, dass er eine Woche nicht mit Ärzten, Diagnosen und Therapiemöglichkeiten zu tun haben würde. Sein Blick wanderte staunend umher, über die Grünflächen des Platzes, zur Kirche und den mit Säulen und Putten geschmückten Gründerzeitfassaden, als sei er verwundert, es mal wieder ans rettende Ufer in sein Berlin geschafft zu haben. Tatsächlich, er war da, in *seinem* Berlin.

»Wie geht es dir?«, fragte ich.

»Es geht mir gut. Das ist es ja. Ich spüre überhaupt nichts.«

Sein Blick rutschte an mir vorbei. Schon lag der in Kunstleder eingefasste Terminkalender auf dem Tisch, als sei das Thema Krankheit damit beendet. Wir besprachen Unternehmungen: Restaurantbesuche, Abende zu viert oder zu dritt, Ausflüge mit seiner Enkelin – und welche Tage er allein verbringen wolle. Er hatte viel vor, war gewillt, das Beste aus der kommenden Woche zu machen. Tief über den Tisch gebeugt, schrieb er Daten und Uhrzeiten auf einen Zettel und schob ihn zu den anderen in den Kalender. Vorsichtig versuchte ich es ein weiteres Mal, wollte wissen, was die Ärzte zuletzt gesagt hätten und wie es nach dem Eingriff weitergehe. Sein Gesicht verzog sich, das werde man sehen, sagte er, wurde vage, seine Augen begannen zu schwimmen, bis er, glücklich über den rettenden Einfall, lachend erzählte, was eine Ärztin ihm erst kürzlich auf dem Klinikgang zugerufen hatte: »Mit *den* Knochen werden sie hundert.«

Bestens gelaunt, in Berlin immer bestens gelaunt. Er schiperte mit seiner Enkelin auf einem Spreedampfer durch die früh-sommerliche Stadt (und erzählte ihr und den Sitznachbarn, wie er als Kind auf der Jagd nach abgeworfenen Süßigkeiten der Rosinenbomber in Stacheldraht gegriffen und sich die Hand so schlimm aufgerissen hatte, dass die Narbe noch immer zu sehen war). Zu viert besuchten wir seinen Lieblingsitaliener in Steglitz, in dem jeder Gast wie ein Freund mit Handschlag begrüßt wird. Wir schlenderten auch über die *Steglitzer Woche*, einem Rummel wie aus vergangener Zeit am Ufer des Lankwitzer Landwehrkanals, aßen Bratwurst im Gedudel der Automaten und dem vernuschelten »Wer will noch mal, wer hat noch nicht« aus dem Kassenhäuschen eines Kettenkarussells.

»Ah, da bist du, meine Junge«, sagte er, wenn wir uns, wie fast jeden Nachmittag, im türkischen Café am Platz vor unserem Haus trafen. Schon von der Straße hatte ich ihn durchs Fenster gesehen: Die Beine übereinandergeschlagen, löste er Sudoku in einem Rätselheft. Die Multifunktionsjacke, die Brille, deren Gläser bei Sonne dunkelten. Telefon, Wasserflasche, *F.A.Z.* Mein Vater inmitten seiner *Siebensachen*.

Und die Krankheit? Solange unsere Tochter in der Nähe war, wurde sie nicht erwähnt, aber auch sonst nur nebenbei, gleichsam am Rande der Gespräche und immer wie etwas, das zwar ernst zu nehmen war (er durfte nicht mehr Auto fahren), dem man aber, solange das Ergebnis der Biopsie nicht vorlag, nicht allzu viel Raum geben sollte, um die gemeinsame Zeit nicht unnötig zu beschweren. Früher oder später würden wir darüber sprechen, das wusste ich, doch da ich ihm nicht die Laune verderben wollte, wartete ich. Ich wartete auf die passende Gele-

genheit, darauf, dass er selbst davon anfang. Mein Vater sprach viel und gern über sich, immer schon. Aufschießende Erinnerungen fanden einen unmittelbaren Weg auf seine Zunge, Einschätzungen, Meinungen mussten augenblicklich formuliert und zum Besten gegeben werden. Besonders bei guter Laune rissen ihn die Assoziationen vom *Hölzchen aufs Stöckchen* – doch manchmal erschien mir sein Reden wie das Pfeifen im Walde, eine Verlegenheitslösung, um von etwas anderem – seiner Angst, seiner Empfindlichkeit, einer nie geschlossenen Wunde – abzulenken. Es war etwas Wolkiges um ihn, die Nervosität des Verletzlichen, und die Art, in der er sein Herz auf der Zunge trug, war nicht frei von Perfidie. Seine Impulsivität nahm in Beschlag, nötigte das Gegenüber zu aufmerksamem Zuhören oder zu ebenfalls offenherzigen Bekenntnissen. Gab man etwas von sich preis, verlor er nicht selten die Konzentration, schweifte ab, und man konnte mit dem verdatterten Gefühl zurückbleiben, reingelegt oder gar bestohlen worden zu sein. Die Zeit, in der ich glaubte, gegen dieses In-Beschlag-genommen-Werden opponieren zu müssen, lag nahezu drei Jahrzehnte zurück. Auch wusste er von seinem Hang und versuchte sich, vor allem im Beisein seiner geliebten Enkeltochter, zu beherrschen. Ohnehin hatte ihn die Rolle des Großvaters beruhigt (als sei sie weniger unheimlich als die des Vaters), und mit ihr hatte sich auch zwischen uns eine andere Verbundenheit ergeben. Telefongespräche verliefen in herzlicher Ausgelassenheit, wir sprachen über Zeitungsartikel und Reisevorhaben, und als er begann, eigene Artikel zu veröffentlichen, fragte er mich gelegentlich um Rat. All das hieß aber nicht, dass unser Zusammensein frei war von Beklommenheit und der Angst vor unbeabsichtigter Kränkung.

Ich ahnte, warum er zögerte, über das zu sprechen, was ihn nach der Biopsie erwartete – Bestrahlung oder Chemotherapie. Er war ein Einzelkämpfer, seit der Trennung von meiner Mutter hatte er über Jahrzehnte allein gelebt. Es lag auf der Hand, dass sich mit dem Fortschreiten der Krankheit auch unser sorgsam austariertes Verhältnis wandeln würde. Wir würden die vorsichtige, aus Schutz vor Verletzung eingespielte Halbdistanz hinter uns lassen und aus der Deckung kommen müssen. Ich würde öfter nach Frankfurt fahren und ihn möglicherweise zu Untersuchungen begleiten, vielleicht für ihn einkaufen und zur Apotheke gehen. Er müsste Hilfe annehmen, mir nach und nach Einlass in seinen Alltag gewähren, und irgendwann würden die Ärzte vielleicht nicht mehr mit ihm, sondern mit mir sprechen, und er würde die Hoheit über seine Geschichte verlieren. Ich konnte mir seine Ängste nur vorstellen.

Erst am Abend vor seiner Rückreise – wir saßen zu zweit in unserem Wohnzimmer – sprach er *die Sache* an. Seine kleinen Füße steckten in Wollsocken (seine guten Wandersocken). Er trug Jeans und – wie meistens – einen roten Pullover mit V-Ausschnitt. Er hatte den Oberschenkel leger angewinkelt aufs Sofa gezogen, doch auf seinem Gesicht lag ein banges Lächeln. Mit einer fahrigen Bewegung strich er über seine glatte Stirn.

»Es ist verflixt. Ich habe keine Schmerzen. Ich spüre nichts. Nur manchmal so ein inneres Streifen. Aber da ist was!«, rief er. Dann, eher verwundert als verzweifelt: »Dass da was ist?«

Ich fragte ihn, wie die Sache entdeckt worden sei. Er hatte es mir erzählt, mehrere Male schon, aber ich wollte, dass er von der Freundlichkeit seiner Ärzte sprach, von seiner Hausärztin in Neu-Isenburg, die sich regelmäßig eine Stunde für ihn Zeit

nahm, von seinem Orthopäden, von dem Neurologen, schließlich von den Ärzten der Neurochirurgie der Universitätsklinik, ich wollte, dass er von denen erzählte, die jetzt für ihn zählten und auf die er sich verlassen musste. Er habe sich erkundigt, sagte er, die Frankfurter Neurochirurgie sei für ihre fortschrittlichen Methoden international angesehen, da wirkten Koryphäen ihres Fachs. Ich schlug ein weiteres Mal vor, nach Frankfurt zu kommen und ihn zum Eingriff zu begleiten, ein weiteres Mal winkte er ab. »Nein, nein. Komm lieber, wenn es ernst werden sollte«, sagte er, als wollte er den Moment, in dem es mit seinem Alleinkämpfertum vorbei war, hinauszögern, so lange es ihm möglich war. Oder als stehe ihm nur ein begrenztes Maß an Sohnes-Zuwendung zu, das er nicht zu früh aufbrauchen wollte.

Worüber sprechen? Nicht länger über die Krankheit, nein, das ging nicht, genauso unpassend erschien es mir, über etwas anderes zu reden, schon gar nicht über meine Angelegenheiten (am Tag hatte ich erfahren, dass der Verlag einen Roman angenommen hatte). Da war ein seltsames Gefühl, ich weiß nicht, es wehte mich an, verengte mir die Kehle. Woher kam es? Die Seele ist nichts Innerliches, sie reicht von dir, von deiner Haut, bis zur Grenze des anderen. Ich hatte das beklemmende Gefühl, wir könnten zum letzten Mal hier sitzen, hier auf dem dunkelblauen Sofa mit diesem Blick in das Grün der Linden vor den großen Fenstern, mehr noch, zum letzten Mal gemeinsam in Berlin sein, in *unserem* Berlin, in das ich möglicherweise auch seinetwegen zum Studium gekommen war und in dem ich – wer kann das wissen? – vielleicht noch immer gerade *für ihn* die Stellung hielt. Hier in Berlin, wo er als Siebenjähriger im Januar 1944 die Ausbombung des elterlichen Geschäfts- und

Wohnhauses erlebt hatte (und daraufhin wegen eines zurück gebliebenen Schock-Herzens im Amphitheater der Charité als interessanter Fall vorgeführt wurde); hier, wo er als Friedenauer Oberschüler die Liebe zum Theater und zum Reisen entdeckte (besonders die zum Trampen); hier in Berlin, wo ihm aber auch, als er Jahre später mit seiner Verlobten aus Hamburg anreiste, die tiefste Wunde zugefügt worden war: von den Eltern verstoßen und enterbt, weil er es gewagt hatte, eine Ausländerin, eine mittellose Griechin, meine spätere Mutter, mitzubringen.

Früher hat mich seine unerschöpfliche Wut, sein die Grenze zum Tötenwollen überschreitendes Außer-sich-Geraten, ein nie versiegendes, in mich hineinströmendes Gurgeln und Schäumen, unmittelbar mit den Schrecken des zwanzigsten Jahrhunderts verbunden. Mit der Angst vor dem Bombenalarm und dem Schock über den Verlust der Existenz, mit der Gewalt und der Unbarmherzigkeit seiner Eltern.

»Hättest du Lust, mir etwas aus deinem Leben zu erzählen?«, fragte ich.

»Natürlich«, erwiderte er überrascht. Er wusste, dass ich solch ein Wer-weiß-wofür-es-gut-ist-Gespräch vor Jahren mit meiner Mutter geführt hatte. »Natürlich«, wiederholte er erfreut.

Während ich mit zitternden Fingern den Batteriestatus des Aufnahmegeräts prüfte und ein altes Interview löschte, um Speicherplatz zu schaffen, löste sich der Knoten in meinem Hals. Als ich kurz darauf mit Aufnahmegerät, Wasser und Wein aus der Küche zurückkam, war der Knoten wieder da. Mein Vater

saß dort, in seinem ausgeleierten Pullover, gespannt auf das, was der Sohn, was ich fragen würde.

»Was ich schon lange wissen wollte ...«, begann ich.

»Das Geheimnis!«, unterbrach er mich.

»Ein Geheimnis?«, erwiderte ich verdutzt. »Gibt es denn eins?«

»Nicht dass ich wüsste«, sagte er belustigt. »Du klangst nur so, als käme nun die Frage nach: *dem Geheimnis* ...« Sein Spott erleichterte mich. Selten hatte er sich so liebevoll über mich lustig gemacht.

»Na, schieß los, mein Junge. Was willst du wissen?«

Er fuhr nach Frankfurt zurück, und wir telefonierten täglich. Am Abend vor der Biopsie erreichte ich ihn, als er gerade aus der Klinik kam, wo er letzte Einzelheiten seines Aufenthaltes besprochen und die Einverständniserklärung für den Eingriff unterschrieben hatte. Er war aufgewühlt und verärgert, dass die Ärzte ihn zuvor nicht ausreichend auf die möglichen Komplikationen vorbereitet hatten. Geradezu entsetzt war er von der ellenlangen Liste zurückgeprallt.

»Solche Formulare muss man immer unterschreiben«, sagte ich, um ihn zu beruhigen. »Bei jedem Eingriff.«

»Ja, du hast recht, natürlich.«

Tatsächlich stieg seine Laune. Gerührt erzählte er, dass eine Pflegerin – »sie stammt aus Eritrea« – versprochen habe, seine Hand zu halten, wenn er aus der Narkose erwache. Er habe auch mit einem Schulfreund und seiner Patentochter in Leipzig gesprochen. »Du weißt gar nicht, wie sehr mich solche Dinge freuen.« Plötzlich rief er: »Ach, es ist schön, Freunde und Familie zu haben!« Ich wünschte ihm Alles Gute, dann verab-

schiedeten wir uns, er wollte noch mit meinem Bruder in Athen sprechen. Er melde sich morgen, sobald er nach der Narkose dazu in der Lage sei.

Als ich am folgenden Mittag in meinem Schreibzimmer seinen Anruf erwartete, blinkte eine unbekannte Nummer mit Frankfurter Vorwahl im Display auf. Eine weibliche Stimme sagte »Universitätsklinikum Frankfurt« und nuschelte atemlos einen Namen, den ich kaum hörte.

»Sind Sie der Sohn von Robert Schäfer?«

»Ja«.

»Ihr Vater hat mir diese Nummer hinterlassen.« Sie holte Luft. »Es gab eine Komplikation. Wäre es Ihnen möglich, in die Klinik zu kommen, um zu besprechen, wie wir weiter verfahren?«

Weiter verfahren? Mein Herz schlug mir bis zum Hals.

»Was ist passiert?«

»Das können wir Ihnen am Telefon nicht sagen.«

»Ich komme sofort, aber das wird einige Stunden dauern. Ich bin in Berlin.«

Angesichts meines späten Eintreffens schien sie abzuwägen, worüber sie sprechen durfte und was die Richtlinien ihr eindeutig verboten. War sie eine Ärztin oder Pflegerin, gar die Pflegerin aus Eritrea, die versprochen hatte, die Hand meines Vaters beim Aufwachen aus der Narkose zu halten?

»Ich spreche mit dem Oberarzt«, sagte sie schnell.

Wenige Minuten darauf meldete sich der Oberarzt und teilte mir mit ruhiger Stimme mit, dass die Biopsie zwar gut verlaufen sei, mein Vater im Vorfeld jedoch eine Hirnblutung erlitten hatte.

»Möglicherweise wurde die Blutung durch den hohen Blutdruck ausgelöst, er war sehr aufgeregt. Genau können wir das nicht sagen.« Mit dem Eingriff selbst habe die Blutung nichts zu tun, fuhr er fort, nicht direkt, denn sie sei an einer anderen Stelle im Hirn aufgetreten. »Im Stammhirn«, sagte er und ließ eine Pause. Ich verstand nicht, was er damit andeuten wollte. »Das Stammhirn regelt die wichtigsten Funktionen des Körpers, die Atmung und den Blutdruck. Mit einer Blutung in diesem Hirnbereich ist leider kein Leben mehr möglich.«

Er schwieg.

»Mein Vater wird sterben«, sagte ich nach einer Weile, verwundert über den Klang meiner Stimme.

»Es tut mir leid.«

»Wann?«

»Im Moment ist er stabil. Wir haben ihn ins künstliche Koma versetzt. Sobald die Maschinen abgestellt werden, wird er versterben.«

»Wird er noch einmal aufwachen?«

»Nein.« Als ich darauf nichts erwiderte, sagte er: »Sie sollten – ganz in Ruhe – kommen.«

»Um Abschied zu nehmen«, sagte ich, mehr zu mir als zu ihm. Er ließ erneut eine lange Pause.

»Und um zu entscheiden, wann wir die Maschinen abstellen.«

Das Gespräch ging weiter. Der Arzt erwähnte Uhrzeiten und Behandlungsschritte, um mir ein konkretes Bild von den Abläufen zu vermitteln. Er sagte, dass sie stutzig geworden seien, als mein Vater nicht aus der Narkose erwacht sei – woraufhin sie eine Computertomographie durchgeführt und die Hirnblu-

tung entdeckt hätten. Er sagte, dass der Tumor, wie befürchtet, bösartig gewesen sei und die Prognose ohnehin nicht günstig. Ich betete, dass er weitersprach, nicht aufhören würde zu reden, denn solange ich seine Stimme hörte, war ich nicht allein mit meinem Entsetzen.

Und dann? Saß ich da, in meiner Schöneberger Schreibklaus, die plötzlich *anders erscheinenden* Dinge im Blick? Die Teekanne, die Schale, die Bücher? Blickte ich in eine von einem auf den anderen Moment andersfarbige Welt, wie es eine Figur in einem Roman tun würde? Dies ist kein Roman, auch wenn das, was im Entstehen begriffen ist, zwangsläufig romanhafte Züge aufweist. Ich spüre schon die Muster und Bögen entstehen, Motive, Schlüsselmomente, Ankersätze. Und wie beim Romanschreiben zeichnen sich Fluchtpunkte ab, Anhöhen in der Ferne, auf die ich mit ansteigender Spannung zustrebe, weil ich nur eine ungefähre Vorstellung davon habe, wie es danach weitergeht. Ein erster Fluchtpunkt bildete der Satz: Mein Vater wird sterben.

Ich darf nicht so tun, als lägen die Ereignisse nicht über zwei Jahre zurück. Vorhin habe ich meine Frau zum Zug in die Schweiz gebracht, eben kam unsere Tochter zwischen zwei Stunden Online-Unterricht ins Arbeitszimmer und sagte: »Wir haben nicht genug Parmesan!« Und doch scheint seit damals nichts vergangen, geht es nur und immer wieder um diesen Moment und die Unerschöpflichkeit dessen, was er immer in sich tragen wird: Jetzt ist es also so weit.

Ich weinte jämmerlich.